



Ernst Schmidt trägt ein Hemd mit Raute in seinem Eimsbütteler Friseursalon

Liebeskummer

Ernst Schmidt ist 92 Jahre alt und hat kein HSV-Heimspiel ausgelassen, seit 55 Jahren. Wenn einer weiß, was dieser Abstieg bedeutet, dann er

VON KILIAN TROTIER

Er geht den Bürgersteig entlang wie jeden Morgen, von der Kieler Straße runter nach Eimsbüttel, sechsspurig fahren die Autos neben ihm, er schiebt seinen Rollator. Nach zehn Minuten biegt er links in einen kleinen Pfad, ein griechisches Restaurant, daneben ein Damenfriseur, daneben sein Laden, der Herrenfriseur heißt, den seine Kunden aber anders nennen: HSV-Friseur. Er stellt den Rollator gegenüber an eine flache Hecke, holt seine Schlüssel raus, wie jeden Morgen. Er schließt seinen Laden auf, knipst das Licht an, erst im Salon, dann im Miniaturstadion, das hinten links in der Ecke steht, sein bester Freund Klaus, den er »mein Klaus« nennt, hat es ihm zusammengebaut, und weil es ihm zu dunkel war, hat er noch eine blau leuchtende Lichterkette eingezogen. Er macht das Radio an, 90,3, das mögen seine Kunden am liebsten, zieht *Abendblatt* und *Bild* aus dem Briefkasten, stellt seine grüne Tasche hinter die Theke, in die Tasche hat er zwei Butterbrote mit Bauernmettwurst gepackt, wie jeden Morgen. Er prüft, ob alles am rechten Platz liegt, die Schere zum Schneiden, die Schere zum Ausdünnen, die Rasierklänge, der Rasierpinsel, der Kamm. Ja, liegt es, aufgereiht am oberen Rand des linken Waschbeckens. Er setzt sich auf einen der beiden schwarzen Lederstühle und wartet auf den ersten Mann, der sich von seinem Herrenfriseur die Haare schneiden lassen will.

Ein Montagmorgen wie jeder andere. Kein Montagmorgen wie jeder andere. Weil sich für Ernst Schmidt nichts mehr anfühlt wie vorher, seit am Samstag um 17.35 Uhr endgültig feststand, was er lange befürchtet hatte, aber nicht wahrhaben konnte, verdrängen wollte: Der Hamburger Sportverein ist nicht mehr Teil der Ersten Bundesliga. Sein Fußballverein, abgestiegen, nach 55 Jahren. Schmidt ist einer der ganz wenigen, womöglich gar der einzige Anhänger des HSV, der vom ersten Bundesliga-Spiel an dabei war, immer mit Dauerkarte, jede Saison. Wenn einer weiß, was dieser Abstieg bedeutet, dann er.

»Man musste ja seit Jahren damit rechnen«, sagt er, »aber jetzt zweite Liga, ich kann es immer noch nicht glauben.« Er dreht sich im Stuhl, links, rechts, blickt nach oben, über die Spiegel, wo HSV-Fahnen schlaff herunterhängen, wo ein Ball mit Unterschriften liegt, wo eine Luftschlange gespannt ist, an der HSV-Rauten baumeln. »Das kann man sich gar nicht vorstellen«, sagt er, dreht sich weiter im Stuhl, schaut zum Tresen, auf ein Bild von seiner Tochter Gabriele und seinem Sohn Kay, mit dem er zu jedem

Heimspiel fährt; schaut auf ein Foto, auf dem er den ehemaligen Trainer Bruno Labbadia im Arm hält; schaut auf Autogrammkarten von Spielern mit Unterschriften, Marcell Jansen, René Adler, Nicolai Müller. »Das gibt's nicht«, sagt er, »echt nicht.«

An einer Wand hinter dem Tresen hängen zwei HSV-Trikots, eines mit der Nummer 80 und eines mit der Nummer 90. Auf dem einen steht Ernst, auf dem anderen Schmidt. Er hat sie vom Verein geschenkt bekommen, zu seinen runden Geburtstagen. Im Februar ist Ernst Schmidt 92 geworden.

»Dass du das noch erleben musst, Ernst«, sagen jetzt seine Freunde. Er sagt nur: »Ich habe bis zum Schluss gehofft.« Bis zum vergangenen Samstag, als er zum letzten Mal zu einem Erstligaspiel ins Stadion gefahren ist. Sein Sohn hatte ihn abgeholt, sie waren früh da, zwanzig nach zwei war es, nicht zehn nach drei wie sonst immer. »Wir wollten die Atmosphäre aufsaugen«, sagt sein Sohn Kay. Sie aßen eine Wurst in der Halbzeit, wie jedes Mal, standen bei Ecken auf und klatschten, sie freuten sich bei den Toren. Aber es half nichts. Wolfsburg führte seit der ersten Minute gegen Köln, schoss noch ein Tor und noch eins und noch eins, ein Sieg reichte dem HSV nicht. Als nur noch wenige Momente zu spielen waren, standen sie auf, Südttribüne, Block 9a, seit Jahrzehnten kennen sie sich, und nahmen einander in den Arm. Harald und Nina und Andreas und Uli, der mal im Ältestenrat des Vereins war. »Papa hat auch gestanden und ein bisschen mitgesungen«, sagt sein Sohn Kay, »ich bin da sonst nicht so anfällig, aber das war schon 'ne besonders emotionale Angelegenheit.«

54 Jahre, 261 Tage und 36 Minuten und zwei Sekunden. So lange war der HSV in der Bundesliga. So lange jubelte, zitterte, bangte, fluchte, flehte Ernst Schmidt mit.

Mit 18 war er nach Hamburg gekommen, aus Freyburg an der Unstrut, dort war er bei einem Friseur in die Lehre gegangen. Er wollte in die große Stadt, nicht auf dem Land leben. Auf dem Rathausmarkt fing er an zu arbeiten. Ein winziger Pavillon, direkt neben der Straßenbahnhaltestelle. Erst als Mitarbeiter, später übernahm er das Geschäft, frisierte Wirtschaftsbosse und Politiker. Auch Paul Nevermann kam zu ihm, als er Bürgermeister war. Am Wochenende, wenn er frei hatte, ging er ins Stadion, Sportplatz am Rothenbaum, in der Nähe wohnte er mit seiner Frau, zwei Kinder bekamen sie. Ende der Sechziger wurde der Pavillon am Rathaus-

markt abgerissen, Schmidt brauchte einen neuen Laden. Er suchte in Altona und Eimsbüttel, näher am Stadion, mittlerweile im Volkspark gelegen, und fand das kleine Lokal, in dem er bis heute arbeitet, Lappenbergsallee 1. Er zog um, in die Kieler Straße, seine Wohnung liegt nun genau zwischen Laden und Stadion.

Er erreichte das Rentenalter und ging weiter zum HSV. Er erreichte das Rentenalter und ging nicht in Rente. Seit 48 Jahren öffnet Schmidt morgens um halb neun seinen Laden. Montags, dienstags, donnerstags und freitags bis 13 Uhr, freitags zusätzlich am Nachmittag, von 15 bis 17 Uhr. Mittwochs und samstags ist geschlossen, an seiner Tür schreibt er dazu: »Ich bitte um Ihr Verständnis.« Der normale Haarschnitt kostet 9 Euro, ein »Spezialhaarschnitt« zwischen 9,50 und 10 Euro, Schnurrbart schneiden zwischen 2,50 und 4,50, Rasieren 6,50. Der ehemalige Kapitän David Jarolim kam zu ihm zum Haarschneiden, genauso wie der ehemalige Trainer Martin Jol. Früher saß er häufig mit seinen Kunden zusammen und diskutierte über den Verein, das konnte auch mal eine Stunde lang gehen. Heute ist es ruhiger geworden im Laden. Viele seiner Kunden sind gestorben oder im Altenheim. Schmidt macht trotzdem weiter, weil er sagt: »Wenn ich den ganzen Tag zu Hause bin, werde ich alt.«

Ein Freitagnachmittag im April, ein Tag vor dem Heimspiel gegen den SC Freiburg; verliert der HSV, ist er vorzeitig abgestiegen. Ernst Schmidt sitzt auf einem Drehschemel, hinter dem Tresen steht seine Tochter Gabriele, die ihm manchmal im Laden hilft.

»Zum Glück bist du schon ein bisschen entspannter geworden«, sagt sie.

»Ich habe mich mittlerweile an den Gedanken gewöhnt«, sagt er.

»Früher wärs du ausgeflippt und hättest einen Herzinfarkt bekommen«, sagt sie.

»Stimmt schon, jetzt ist es nicht mehr ganz so arg«, sagt er.

»Wann fing das eigentlich an, dass du ruhiger wurdest?«, fragt sie.

»So mit 90, würde ich schätzen«, sagt er.

»Besser spät als nie«, sagt sie.

Sie lachen. Es ist ein Lachen, das zeigt: Es ist ihm ernst mit seinem Verein, aber er kriegt es jetzt hin, sich mit dem scheinbar Unmöglichen abzufinden. Er ist das oft genug im Kopf durchgegangen, was es heißt abzustiegen. Nicht mehr oben mitspielen. Nicht mehr zu den 18 besten Vereinen des Landes zu gehören. Ein ganz normaler Fußballclub zu sein. In den vergangenen Jahren hat er auf den Horror reagiert, wie es die meisten HSV-Fans in ihrer Not taten: gequält ironisch schmunzeln über den Rumpelfußball

und die Eskapaden der Vereinsbosse. Die dummen Sprüche der gegnerischen Fans hinnehmen, sich ein wenig distanzieren von diesem Club, bei dem nichts lief, aber auch wirklich gar nichts. Und jetzt, da plötzlich und unerwartet doch so etwas wie eine Einheit auf dem Platz zu erkennen war, eine Mannschaft, die kämpfte und rackerete, die Punkte holte und sich fast noch rettete? Sind sie alle doch wieder ein wenig stolz auf ihre Truppe. Sobald die Spieler ein Tor schön herauspielten und siegten, feierten die Anhänger, als hätte der HSV die Meisterschaft gewonnen. Dann loderte die Liebe wieder auf, die sie für diesen Verein empfinden. Weil sie gar nicht anders können.

Bei ihrem Vater, erzählt seine Tochter Gabriele, sah diese Liebe alle die Jahre über so aus: Ein Spiel verpasste er nicht. Am Samstagnachmittag durfte nicht gestorben, nicht geheiratet, nicht geboren werden. Zu Geburtstagsfeiern kam er später hinzu. Rief jemand während eines Auswärtsspiels an, hob er den Hörer ab und sagte: Ihr wisst ganz genau, dass ich nicht zu sprechen bin. Dann legte er auf. Häufig riefen die Leute danach bei seiner Tochter an und fragten: Sag mal, spinnst du jetzt? Seiner Frau schaffte er einen zweiten Fernseher an, damit sie sich nicht langweilte. Wenn ein Spiel war, fuhren sie nicht in den Urlaub. Waren sie in der Sommerpause im Urlaub, wurde er am Strand angesprochen. Mensch, Sie kenne ich doch aus dem Fernsehen! Der NDR begleitete ihn eine Woche lang und drehte eine dreißigminütige Dokumentation über ihn, im *Hamburg Journal* war er vor Kurzem erst zu sehen.

Seine Frau, die vor 15 Jahren starb, liegt in Altona auf dem Friedhof. Ernst Schmidt weiß, dass er einmal neben ihr begraben wird, nur wenige Gehminuten vom Stadion entfernt. Er will seinem Verein auch im Tod nah sein, wie er es im Leben immer war. So viele Momente, die unvergesslich bleiben!

Der Sieg gegen Barcelona im Europapokal der Pokalsieger, ein 3:2, im Dezember 1963 war das, kurz nach der Einführung der Bundesliga.

Der Sieg gegen Real Madrid im Europapokal der Landesmeister 1980, 2:0 verlor der HSV das Hinspiel, 5:1 gewann er im Volksparkstadion.

Die Meisterschaften 79, 82 und 83, der Sieg im Europapokal der Landesmeister 1983, jedes Mal ging er zum Rathausmarkt und feierte mit den Zehntausenden, sein Sohn und seine Tochter waren dabei.

Das 4:4 gegen Juventus Turin in der Champions League im Jahr 2000. Der HSV lag 1:3 zurück, acht Minuten vor Schluss schoss Niko Kovač die 4:3-Führung, zwei Minuten vor Schluss glück Turin aus.

Und für ihn das schönste Spiel: die Partie gegen Mainz 05 am 11. Februar 2006. Nicht, weil der HSV mit 1:0 gewann. Sondern weil Ernst Schmidt dort seinen großen Auftritt hatte. Er war gerade achtzig geworden. Er fuhr mit seinem Sohn zum Stadion, wie an jedem zweiten Wochenende. Am Eingang nahm ihn das Management des Vereins in Empfang, erst da begann er zu begreifen. Der damalige Sportvorstand Dietmar Beiersdorfer und der damalige Vorstandsvorsitzende Bernd Hoffmann begrüßten ihn, er lief durch den Spielertunnel ein, wurde auf dem Spielfeld geehrt, bekam für das Spiel zwei Ehrenkarten auf der Osttribüne.

Vergangenheit. Barcelona, Madrid und Turin sind schon lange nicht mehr im Volksparkstadion gewesen. Und selbst Mainz 05 wird nicht mehr kommen. Die Gegner heißen nun Sandhausen, Regensburg, Paderborn, Heidenheim und St. Pauli.

Am Montagmorgen nach dem Abstieg steht Ernst Schmidt aus seinem Ledersessel auf. Es ist warm draußen, der Himmel strahlt blau, noch ist kein Kunde da. Er tritt vor seine Tür und sagt: »Es nützt ja alles nichts. Ich habe meinen Sohn noch im Stadion gefragt: Aber du kaufst mir auch für die zweite Liga eine Dauerkarte, ja?« Ohne den Verein kann er nicht. Auch wenn es schwieriger wird, allein schon wegen der Anstoßzeiten. Freitags geht's um 18.30 Uhr los, da arbeitet sein Sohn meistens noch. Und Montagabends ist's auch schlecht, aber da wird der HSV sicher häufig spielen, dafür wird der übertragende Fernsehsender sorgen, der bei dem Traditionsverein mit seinen vielen Fans eine tolle Quote erwartet.

Schmidt steht vor seinem Laden und betrachtet sein Schaufenster. Überall blau-weiß-schwarze Rauten: auf kleinen Fußbällen, auf der Brust eines Stoff-Dinos, auf dem Rahmen eines Fotos von Hermann Rieger, dem verstorbenen Masseur des Vereins, mit dem Schmidt befreundet war und dem er regelmäßig die Haare schnitt.

Aber was ist das? Am Fenster, direkt vor der Brust von Hermann Rieger, hängt ein weißer Zettel, darauf in dicker schwarzer Druckschrift: »Absteiger.« »Das ist ja wohl ein Witz«, sagt Schmidt, und wird zum ersten Mal ein wenig ungehalten. »Den muss jemand am Wochenende da hingehängt haben, der muss ab!« Er tappt auf die Scheibe zu und knibbelt mit dem Daumen das Papier ab. Bis das Glas rein ist. Und der Blick wieder frei wird auf den kleinen Schrein, den er seinem geliebten Zweitligaverein hier gebaut hat.